

## **Schwierigkeiten mit der Realität: Rayk Wieland: „Ich schlage vor, dass wir uns küssen“**

Ein Wenderoman kann auch ein Vergnügen sein, denn Komik und bitterer Ernst liegen bekanntlich nicht weit auseinander. Gekonnt verknüpft Rayk Wieland beides in einem Roman, der vom Kunstmann Verlag mit viel Liebe zum Buch gestaltet wurde. So findet auf den Umschlaginnenseiten ein für den Blick des heutigen Betrachters sehr fremdes Wandgemälde breiten Raum. Das Wandbild, ein Ergebnis staatlicher Auftragskunst, hing in der Kantine des Ostberliner „VEB Werk für Fernsehetelektronik“ und wird dem Maler Bruno Bernitz zugeschrieben. Im achten Kapitel, dem Mittelpunkt des Romans, spielt dieses Gemälde als Inbegriff des DDR-Alltags eine wichtige Rolle. Für den (Haupt-)Protagonisten W. ist es ein Erinnerungsanker, ein ikonografischer Zeittunnel für die Reise in die eigene ferne Vergangenheit, die ihm nach zwanzig Jahren so unwirklich erscheint, dass er fast an ihrer Existenz zweifelt.

*„In meinen Erinnerungen war die DDR weit weg und irgendwo im Umfeld des ersten Weltkrieges abgestiegen. Mit den Jahren wurde sie immer fremder, immer fragiler – wie eine Zeit vor der Zeit, eine zerplatzte historische Blase, ein entrückter Traum von praktisch nichts. Ein Film, den man lange nicht gesehen hat.“ (S. 19)*

Doch die Erinnerungen an seine Jugend in der DDR der 1980er Jahre holen W. immer wieder ein. Mühsam ringt er sie sich ab, nachdem er eines Tages einen Brief bekommt, der ihn zu einem Symposium einlädt. Der „Verein der unbekannteren Untergrundliteratur Deutschlands“ bittet W., als in der DDR verfolgten Dichter aus seinen Werken zu lesen. Nun beginnt eine Erfahrung, die an einer Stelle die „ganz neuen Leiden des jungen W.“ genannt wird: Das Ringen um Erinnerung. Briefe und die Unmöglichkeit einer Liebe spielen auch beim literarischen Nachfahren Goethes und Plenzdorfs die Hauptrolle und eine Jugend in starren eintönigen gesellschaftlichen Verhältnissen mit ihrer täglichen Suche nach Sinn durch Literatur und Alkohol.

Nur noch sehr dunkel erinnert sich W. an diese DDR, an seine Lehre, die Abendschule, den Wehrdienst bei der NVA, an sein Philosophiestudium an der Humboldt-Universität, an seine Schreibmaschine vom Typ „Erika“ und natürlich an Liane. Bei einem Theaterbesuch hatte W. sie kennengelernt, die ferne Geliebte aus München, die sich für die DDR interessierte, weil „hier alles so echt“ ist, und für ihn, den dichtenden Elektrikerlehrling. Nach Feierabend bastelt W. Verse und schickt sie in seinen Liebesbriefen zu Liane nach München.

### *Dringende Bitte*

*Baby, wenn Du sterbst,  
Baby, dann ist Herbst.  
Nicht nur diese Jahreszeit.  
Sondern alles Landesweit  
Hat dann, ehrlich, keinen Sinn,  
Wenn Du wärst hin.  
Ringsumher sinkt das Niveau,  
Sogar im Politbüro.  
An muß ich dich flehen,  
Nicht von mir zu gehen. (S. 26)*

Gern würde W. optimistischer in die Vergangenheit blicken, vor allem in die eigene. „*Aber leicht ist das nicht, ständig gibt es Abwanderungsbewegungen.*“ (S. 53) Das Vergessen. Erst das Lesen seiner Akte bringt nach zwanzig Jahren für W. die Erkenntnis: In den Augen der Staatssicherheit war er ein Staatsfeind und seine Gedichte an Liane eine Fundgrube mit „*objektiven Vorstößen*“, „*feindl. neg. Inhalten*“, „*Verschleierung der Verbind.*“, „*konkreten Republikflucht-Vorh.*“. Akribisch liest und kommentiert ein Oberleutnant Schnatz alle seine Briefe mit den Gedichten. Er lässt W. überwachen und kontrollieren, den ein jugendlicher Scherz zum Staatsfeind macht. Die „Gruppe 61“, von der in den Briefen immer wieder die Rede ist, besteht neben W. nur aus einer Standuhr und dem Meerschwein Hugo. Gemeinsam wollten sie für die Verlängerung der Zeit eintreten. Wegen Liane, die W. nur einmal im Jahr kurz sehen kann.

Nur allmählich bringt W. zwei konkurrierende Realitäten mit seiner Erinnerung in Einklang. Auf der einen Seite die des unambitionierten Jugendlichen, der sich mit Gleichgesinnten durch die geordnete Tristesse des DDR-Alltags trinkt: Mit Billard, Würfelspiel oder einfach nur warten die Zeit totschlägt. Seine Sehnsucht nach der unerreichbaren Liane, die Briefe und Gedichte, und eine ferne Vorstellung von Portugal als Philosophenparadies geben ihm Halt. Doch alles was W. schreibt, steht im Konjunktiv, bleibt Wunsch und Möglichkeit. Für den Apparat der Staatssicherheit ist etwas anderes Realität. Oberleutnant Schnatz erkennt die Verschwörung hinter jedem Wort. W. stehe im „*offenen Widerspruch zur wissenschaftlichen Weltanschauung*“, seine Texte seien geeignet, „*die staatliche und gesellschaftliche Ordnung herabzuwürdigen*“, schreibt er in seinen Berichten (S. 183) und erfindet sich einen Gegner, der nicht zu fassen ist: Trotz aller Überwachung der Staatssicherheit ist über die „Gruppe 61“ rein gar nichts herauszubekommen.

Ein wirkliches Happy End gönnt der Autor seinem jugendlichen Helden nicht. Die finale Krise der DDR verbringt W. in einer Badewannenapathie, die nur durch das Dichten von Sprüchen für die Demonstrationen unterbrochen wird. Zwar können sich Liane und W. nach dem Mauerfall endlich sehen. Doch der Reiz ihrer Liebe lag im Warten. Nach einer wilden Party bei der die Ankunft Godots gefeiert wird, ist es plötzlich aus mit ihrer Sehnsucht. Und wie sich die DDR ins Nichts verabschiedete, verschwand auch W.'s Erinnerung an diese ferne Realität in der neuen Zeit mit deutlich besseren Weinen.

Rayk Wieland hat einen Roman geschrieben, der mit Übertreibungen, Pointen und Klischees spielt und sich doch einen hintergründigen Ernst bewahrt. Die Alltagserfahrungen auf die der Autor verweist, inklusive der Vorladungen und befremdlichen Verhöre der Staatssicherheit, dürften eher auf eine jüngere Generation verweisen, die nach dem Ende der DDR alle Möglichkeiten nutzte, die Vergangenheit hinter sich zu lassen. Wieland spielt auf mehreren Ebenen mit der Möglichkeit, dem Traum, dem Unbestimmten und der Erinnerung. Damit wendet er sich, wie sein Held W. mit seiner Gedichtsammlung „*Mögliche Exekution des Konjunktivs*“, gegen die Existenz einer objektiven Realität. Mit der unbekümmerten Leichtigkeit des Erzählers führt Wieland die Absurditäten der DDR durch die Augen eines Jugendlichen vor. Damit provoziert er - neben Lachen aber auch Nachdenklichkeit.

*Thomas Großmann ist derzeit Stipendiat der Bundesstiftung Aufarbeitung und assoziierter Doktorand am Zentrum für Zeithistorische Forschung in Potsdam in der Abteilung Zeitgeschichte der Medien- und Informationsgesellschaft*

Zitierempfehlung:

Thomas Großmann, Rayk Wieland „Ich schlage vor, dass wir uns küssen“. Die Schwierigkeiten mit der Realität, in: zeitgeschichte-online, Mai 2009, URL: [http://www.zeitgeschichte-online.de/portals/\\_rainbow/documents/pdf/Rayk\(FIN\).pdf](http://www.zeitgeschichte-online.de/portals/_rainbow/documents/pdf/Rayk(FIN).pdf)